



65. Jahrgang

Nr. 256

März 2023

Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe
des Kreises Namslau/Schlesien
einschließlich des Reichthaler Ländchens
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V.
Sitz: Euskirchen

www.namslau-schlesien.de



Krakauer Tor 2006



LANDSMANNSCHAFT
SCHLESIEN
Nieder- und
Oberschlesien e.V.

Schlesische Nachrichten

Zeitschrift für Schlesien

Herausgeber: Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien
Dollendorfer Str. 412, 53639 Königswinter, Tel. (0 22 44) 92 59-0, Fax (0 22 44) 92 59-290



**Schlesien bleibt unser Auftrag
Unsere Heimat heißt Schlesien
Wir lieben Schlesien
Wir halten Schlesien die Treue
Wir bekennen uns zu Schlesien
Schlesien lebt und muß überleben**

Ganz Schlesien, von Görlitz bis Kattowitz, ist Inhalt dieser Zeitung. Wir informieren über Schlesien gestern und heute, wir diskutieren über die Zukunft Schlesiens. Wir berichten über unsere Landsleute in der Heimat und das deutsch-polnische Verhältnis. Unsere Landsleute in Mitteldeutschland können zum ersten Male seit über 30 Jahren mitreden und mithandeln. Geschichte und Kultur, landsmannschaftliche Aktivitäten und die Tagespolitik, aber auch die Ansprache des unverwechselbaren schlesischen Gemüts sind Inhalt des offiziellen Organs der Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien -.

Jedes Abonnement der **Schlesischen Nachrichten** (erscheinen einmal im Monat) erhöht die Auflage. Auch Patenschaftsabonnements für unsere Landsleute in Mitteldeutschland und in der Heimat sind willkommen und dringend geboten.

Darum die „**SCHLESISCHEN NACHRICHTEN**“
Darum die **ZEITSCHRIFT FÜR SCHLESIEN**

Es gibt keine bessere **Zeitschrift für Schlesien**.

Schlesische Nachrichten

Dollendorfer Straße 412, 53639 Königswinter (Heisterbacherrott) Tel. 02244 / 9259 – 0 Fax: -290
nachrichten@schlesien-Lm.de

Hiermit bestelle ich ab _____ (Monat/Jahr)

_____ Abonnement(s) der **Schlesischen Nachrichten** (+ rückwirkende Ausgaben Nr. _____)

Lieferbedingungen: Jahresbezugszeit ist das Kalenderjahr. Jährlicher Bezugspreis 49,- €, Einzelpreis 4,50 €. Zahlung nur nach Rechnungserteilung. Abonnementskündigung nur bis zum 30. Nov. eines laufenden Jahres für das kommende Jahr sowie im Falle von Preiserhöhungen möglich.

Name: _____

Anschrift: _____

E-Mail _____

Tel.: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Dieser Abonnementsauftrag kann innerhalb von 14 Tagen ab Bestellung schriftlich an obige Anschrift widerrufen werden. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Unterschrift des neuen Abonnenten

Wir empfehlen den Bezug der Schlesischen Nachrichten sehr!

Bestellschein

Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12

53125 Bonn

Hiermit bestelle ich gegen Rechnung

_____ Exemplar(e) des Bandes **DAS REICHTHALER LÄNDCHEN**
(100 Seiten) von Ursula Lange
zum Preis von 3,00 EURO zuzüglich Versandkosten

Name, Vorname: _____

Straße, Hausnummer: _____

PLZ, Wohnort: _____

Datum, Unterschrift: _____

Beitrittserklärung

Name: _____ geborene: _____

Vorname: _____ Beruf: _____

geboren am: _____ Geburtsort: _____

letzte Heimatanschrift: _____
(in Kreis oder Stadt Namslau)

jetzige Anschrift: _____
(PLZ) (Ort) (Straße / Hausnummer)

eMail-Adresse (wenn vorhanden): _____

erklärt hiermit seinen/ihren Beitritt zum Verein Namslauer Heimatfreunde e.V.

vom _____ ab und wird einen Jahresbeitrag (mindestens 7,50 €)

von EURO _____ auf das folgende Vereinskonto einzahlen:

Kreissparkasse Euskirchen – IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

Datenschutzhinweis

Wir weisen darauf hin, dass die zum Zweck der Mitgliederversammlung und -betreuung erforderlichen vorgenannten Daten in automatisierten Dateien gespeichert, verarbeitet und genutzt werden. Es erfolgt keine Weitergabe der Daten.

(Ort und Datum)

(Unterschrift)

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	04
Gruß unserer 1. Vorsitzenden	05 – 06
Winterfreuden in Namslau	06 – 08
Namslau aus der Sicht meiner Kindheit	08 – 13
Besuch in Glausche im Jahre 1978	13 – 17
Naturverbundenheit schuf den Fasching	18 – 20
Die Bergseen des Riesengebirges – Der große Teich	20 – 23
De Weide	23 – 33
Wochenmarkt in Oberschlesien	33 – 35
Die Euthanasie im Dritten Reich	36 – 38
Familiennachrichten	39 – 48

Wunschlos glücklich
(Internetfund)

Die Schlesier wünschen sich:
“Kurze Predigten und lange Bratwürste!“
(Volksmund)

Liebe Landsleute,

das Jahr ist schon wieder fast zwei Monate um. Der Jahresanfang war sehr warm, dann Kälte und jetzt will der Frühling kommen. Lassen wir uns überraschen, was das Wetter, die Ernte und das Leben für uns bereithält.

Von Tag zu Tag hoffen wir auf ein Ende des Krieges in der Ukraine und wir hofften sehr, dass es keine weiteren Waffenlieferungen, sondern Verhandlungen für einen sofortigen Frieden geben wird. Warum kann das nicht geschehen? Warum Waffen, warum Panzer, warum ..., warum...? Fragen über Fragen.

Es kommt uns so vor, als seien wir total hilflos. So, wie es jetzt ist, kann es in der Politik nicht weitergehen. Viel zu viele schweigen. Doch was tun? Die Menschen haben Angst, wenn sie die Wahrheit sagen. Was hat man mit Deutschland vor? Wie soll die Zukunft aussehen? Jeder macht sich dazu seine Gedanken. Und jeder denkt an seine Kinder, Enkelkinder. Nach nur 77 Jahren ist wieder Krieg in Europa. Meine Generation ist noch erzogen mit dem eisernen Vorsatz: Nie wieder Krieg!

Von unserem neuen Verteidigungsminister Boris Pistorius, der Schlesierschildträger (höchste Auszeichnung der Landsmannschaft Schlesien) seit 2019 ist, erwarten wir viel Handeln für den Frieden und ein Festhalten an: Nie wieder Krieg!

Darum dürfen wir nicht vergessen, was geschehen ist. Gerade darum: Ein Kampf gegen das Vergessen. Im Frühjahr werden mein Mann und ich, so Gott will, nach Schlesien fahren. Dort werden wir die Schule Nr. 3 besuchen und persönlichen Kontakt zum Verein

„Gesellschaft der Freunde von Namslau und des Namslauer Landes“ aufnehmen. Der Präsident Mateusz Magda hatte mich persönlich angeschrieben. Ideen zur Zusammenarbeit habe ich viele, doch nicht alles ist sofort umsetzbar. Es soll auf solide Füße gestellt und von Dauer sein.

Zum Haus Schlesien in Königswinter habe ich erste Kontakte aufgenommen, auch diese möchte ich weiter pflegen und nach Möglichkeit intensivieren.

Die Arbeit im Vorstand soll lebendig sein, **Mitglieder – bitte macht mit!** Wir dürfen unsere Geschichte und heimatlichen Wurzeln nicht vergessen. Das sind wir unseren Eltern, Großeltern und Vorfahren schuldig.

In diesem Sinne verbleiben wir mit herzlichen Grüßen und Wünschen

Dr. Michael Faber und Angela Bierhahn

Winterfreuden in Namslau von Marie Gehrke (+)

Ich habe das Schlittenfahren am „Kintzer Bergel“ so gut in Erinnerung. Es lag dort, wo später der evangelische Kindergarten war. „Kintzer“ genannt nach dem Schlossermeister Kintzer, dem früher das Grundstück gehörte, wo Tischlermeister Stannek wohnte. Obwohl das Bergel nicht hoch war und man mit dem Schlitten also schnell unten war, konnte man dort stundenlang verweilen. Ich selbst besaß keinen eigenen Schlitten und musste warten, bis mich jemand mitnahm. Manche Jungen hatten sich ganz primitive Schlitten gebastelt, ein viereckiges Holzbrett mit niedrigen Kufen daran. Wenn sie darauf hinunterrutschten, sah es aus,

als ob sie es auf dem Hosenboden täten. Jedenfalls am „Kintzer Bergel“ war betrieb und ging es lustig zu.

Daneben war gleich der „Jungfernsteg“-Verbindungsweg vom Kreishaus zum Alten Friedhof. Er war zum Rodeln auch gut geeignet, aber „verboten“. Aber wagen taten wir es doch mal. Nur musste man achtgeben, dass Wachtmeister Schadloch nicht in Sicht war, sonst war ein verdienter Anschnauzer zu erwarten.

In späteren Jahren wurde von der Stadtverwaltung eine Rodelbahn im Stadtpark angelegt, unter der Leitung des Baumeisters Wzionteck.

Da wir beim Schlittenfahren sind, möchte ich die zahlreichen Pferdeschlitten erwähnen, mit denen die Bauern des Kreises unser Stadtbild im Winter belebten. Mit uns Kindern hatten sie ihre Plage: Bei jedem Fuhrwerk bettelten wir, ein Stück mitgenommen zu werden. Wie die Trauben hingen wir dann daran. Wenn es dem Kutscher zu bunt wurde, knallte er auch mal mit der Peitsche nach rückwärts, um uns loszuwerden. Ihr lieben Bauern vom Kreis Namslau, stimmt's, was ich berichte?

Zum Schlittschuhfahren war in Namslau reichlich Gelegenheit auf den beiden Haselbach-Teichen (am Eiskeller in der Deutschen Vorstadt und hinter der Haselbach Villa), auf der Rückertwiese neben dem Weideschlüssel und auf unserer lieben Weide. Meinem Bruder und meiner Schwester wurde das Erlernen des Schlittschuhlaufens nicht erlaubt, aus Angst, sie könnten sich die Beine brechen. Ich, die Jüngste, setzte es dann durch. Ich durfte mir aus meiner Sparbüchse 80 Pfg. nehmen und bei Fräulein Gerlach auf der Klosterstraße ein Paar „Schrauber“ kaufen. Das waren die billigsten Schlittschuhe, so genannt, weil sie

in den Absatz einzuschrauben waren. Damit machte ich die ersten Versuche auf der Rückert Wiese, die im Winter überschwemmt war. Mit blauen Knien kam ich die ersten Tage nach Hause. Ein Künstler auf dem Eis bin ich nicht geworden, aber ein paar „Bogen“ konnte ich schließlich schlagen. Und wenn die Eisfläche auf der Weide freigegeben wurde – das Eis musste ja eine gewisse Stärke erreicht haben –, war dort was los. Familie Fey von der Bahnhofstraße sorgte als Pächter für eine gepflegte Fläche, wofür die Kinder 5 Pfg. Gebühr entrichten mussten. Wenn es schneite, hatten sie mit dem Kehren viel Arbeit. Mutter Fey bleibt mir unvergessen: Immer freundlich, in wattierter Jacke und Fausthandschuhen bewegte sie sich ständig hin und her, um der Kälte Herr zu werden.

Die Eisfläche war nicht in jedem Jahr an der gleichen Stelle: Mal war sie an der Badeanstalt, mal an der Bockpromenade. Bänke waren aufgestellt zum Anschnallen der Schlittschuhe oder zum Ausruhen. Manchmal machte die Kapelle Bochnig Musik zum Schlittschuhlaufen. Besonders beliebt waren diese Konzerte in den langen Nächten bei Vollmond.

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 89/1980

Namslau aus der Sicht meiner Kindheit von Lothar Kolle

Wenn ich heute als 55-jähriger (Anmerkung: geschrieben 1991) zurückblickend meine Kindheit betrachte, könnte ich nach den Regeln psychologischer Erkenntnis sagen, dass mein bewusstes (Kinder-) Denken etwa um Ostern 1939 einsetzt.

Meine Unbewusstheit reicht zurück bis in den Juni des Jahres 1934. Da kam meine Seele und mein – wie sich erst später herausstellte – schlesisches Wesen wenn ich das hier einmal so nennen darf, aus der Richtung Rathaussturmspitze in das Haus Nr. 21 auf dem Ring, Ecke Bahnhofstraße in Namslau.–

Ich erblickte das Licht der Welt, nachdem die Rathausuhr siebenmal geschlagen hatte, 19.02 Uhr, am 2. Juni. Unter dem Schlafzimmer des Hauses (Haus Walda bzw. Tichauer) herrschte zu der Zeit ein anderer Geist. Der Geist aus Bier und Brandwein, wie ich meine: in bin genau über einer ECKKNEIPE und Destillation zur Welt gekommen. Fräulein Kuttke, die Hebamme, ließ mich drüben im Rathaus registrieren. Mein Vater, der zu der Zeit seine Zahnarztpraxis in dem gleichen Hause hatte, die in dem Jahr noch nicht besonders gut ging, gab sicher etwas später am Abend eine „Dämmerchoppenrunde“ unten beim Gastwirt. So war das halt.

Ich war das erste von den zwei Kindern, die meinen Eltern beschert werden sollten. Und damit war ich etwa der 7.990. Namslauer Bürger.

Das einzige Auffallende an meinem Erscheinen war eigentlich, dass ich ein Namslauer „Stadtjunge“ und meine Mutter riesig stolz auf ihr Baby war. Sie selbst stammte aus der Mühle in Kunzendorf im Kreis Groß Wartenberg. Ich ging sehr früh in den Kindergarten. Mit zweieinhalb Jahren erkannte ich, dass ich wohl nicht der einzige Liebling bin, denn Tante Ida und Tante Käthe (im evangelischen Kindergarten) hatten ein Herz für viele Kinder. Wer bei Tante Ida war, kennt sicher noch aus der Erinnerung den arteigenen, vertrauten Duft des Hauses. Schwälbchen, Sternchen, Sonnenstrahlen, so hießen die drei „Vorschul“-

Klassen, die wird durchwanderten. Im Klassenzimmer der „Sonnenstrahlen“ stand ein altes Klavier an der Südwand. Gegenüber lag die Gärtnerei Harnoss. Gegenüber der Eingangsseite des Kindergartens befand sich das Namslauer Kino „Deli“.

Wenn uns – meinen jüngeren Bruder und mich – gelegentlich unser Vater bei Tante Ida abholte, musste er stets erst einige Takte auf dem Klavier für die „Tanten“ und uns kinder spielen. Ich war damals sehr glücklich und stolz, denn mein Vater gefiel allen. Er spielte mitreißend und wenn es sein musste ohne Noten. Ich sehe (und höre) noch genau vor meinem geistigen Auge, wie wir an einem Elternnachmittag anlässlich der Weihnachtsfeier im Kindergarten das Lied „Leise rieselt der Schnee“ sangen. D.h. ich hörte dieses Lied damals das erste Mal vom Text her, so wie es wohl manchem Kind ergehen mag, das noch nicht lesen und schreiben kann. Ja, ich höre sogar die ganzen Jahre, wenn ich gelegentlich daran denke, die volle und beruhigende Altstimme der Frau Vogt (?), Mutter von Kindern aus der Klosterstraße. Sie hatte da wohl ein Geschäft und war dann später Kriegerwitwe.

Ein Kindergartenumzug mit bunten Handwagen, vornweg die Kapelle Max Bochnig auf dem Marsch zum Stadtpark.....Oder das Aufsagen eines kleinen Gedichtes auf einem Kindergartenfest auf der Bühne bei Schwuntek. Kindegottesdienst in der evangelischen Andreaskirche bei Pastor Röchling oder Pastor Langer

Heimliches Zuhören beim Musizieren meines Vaters (Geige) und Herrn Bochnig (Klavier). Und dann „ärgeren“ wir so gern den Herrn Schiffner (Bahnhofstraße) und später den „Alten Kilian“ (Herrn Kilian, Poststraße), Manchmal sielten wir auch in Ermanglung der

genannten Personen das Spiel „Herr Schiffner“. Dann musste eben einer den Part von Herrn Schiffner übernehmen. Das artete im Endeffekt meist zum Spiel „Fangen“ aus, das bei uns zu Hause „Jagus“ hieß. Meist schloss sich dann „Versteckspielen“ an.

Und dann war noch das Rollerfahren als Mannschaft um das Viertel Bahnhofstraße -Langestraße – Poststraße – Ring ganz unaussprechlich schön. Zumal im Frühjahr, wenn der Schnee von den Bürgersteigen weg war und man als Junge die langen Wollstrümpfe und langen Unterhosen endlich wieder ablegte, um Kniestrümpfe zu tragen, was ja viel schneidiger aussah.

Wer kennt nicht schon als Namslauer das Geräusch der Weideschlößchenbrücke oder der Pfennigbrücke, wenn er mit dem Fahrrad oder Kinderwagen oder Roller darüber fuhr ? Selbst die größeren und kleineren Bürgersteigplatten in den einzelnen Straßen hatten ihren eigenen Takt und Klang! „Ältere“ Damen, wie damals Fräulein Paprotzk< und Fräulein Herta Growe, die im Paterre Poststraße/Ecke Langestraße wohnten, fühlten sich etwas gestört und waren nicht so begeistert. Aber sie duldeten uns kleine „Pimpfe“, warteten sie doch selbst auf den Einen, von dem - - und nur von dem – wenn überhaupt, sie gern ein Kind gehabt hätten. Ich darf das heute so sagen, denn sie waren ledige Fräuleins, aber auch sehr liebe Freundinnen meiner Mutter und was wahr ist, dass ist eben wahr. Sie leben beide nicht mehr auf dieser Welt. Ich war einmal an ihren Gräbern in Rothenburg o.T. -aber das ist schon ein Sprung in die spätere Zeit, von der konnte damals, in den Jahren des Krieges noch niemand etwas ahnen oder gar wissen.

Ich möchte noch weiter in Namslau verweilen: Zu Ostern 1939 kam ich mit vielen gleichaltrigen

Bürschchen in die erste Klasse der Knabenschule (vormals evangelische Schule) auf der Andreaskirchstraße. Ich kam zu Frau Peter in die Klasse 1 A. Sie ist (oder war) die Frau des Oberstudienrates Peter. Die Klasse 1 B hatte Frau Weigel und in der Fortsetzung Frau Kelbel als Klassenlehrerin. Frau Peter war streng und gütig. Sie entdeckte mein Naturtalent und meinen Hang zur Verträumtheit. Da ich nur in Rechnen und Singen wirklich gut war, stand bald unter meiner Hausarbeit: Lothar muss fleißiger lesen!

Dieses Jahr (Anm.: 1990), in den Februartagen jährt sich zum 45. Male der Tag der Abkehr von den Namslauer Gefilden. Das alles möchte ich nicht beschreiben. Das haben schon genügend andere getan, die zum Teil älter und schon dadurch kompetenter sind, genauer zu berichten. Ich weiß nur noch, dass einen Tag vor der Abfahrt, von der wir nur eine ganz leichte Ahnung hatten, mit meinem damaligen Spielfreundin der Nachmittagsvorstellung des Kinos war. Wenn ich mich recht entsinne, sahen wir „Reitet für Deutschland“ mit Willi Birgel. Meine Mutter „kochte“ uns eine große Tasse Kakao mit etwas Mehl gestreckt, das war dann für viele Jahre die letzte Genüsslichkeit solcher Art. Daran konnten wir Kinder uns in den darauffolgenden Hungerjahren noch lange erinnern. Ich glaube, diese Tasse verstärkte sogar mein Heimweh. Wir wohnten in den letzten Namslauer Jahren in der Bahnhofstraße 1. Das Haus gehörte vormals dem Sanitätsrat Dr. Kohn, der bestimmt für viele ältere Namslauer ein Begriff ist. Meine Mutter hatte lange gezögert, als der Doktor wiederholt sagte: „Frau Kolle kaufen Sie doch das Haus! Sie sehen doch, ich muss hier weg. Soll ich mich hier eines Tages demütigen lassen?“ Meine Mutter, die immer im Leben etwas zögernd und überlegend war und in diesem Falle bestimmt nicht gleich die Geldmittel in der Handtasche hatte, hat den abgesprochenen Betrag

auf das Konto des Arztes überwiesen, als er gerade als einer der ersten Namslauer „Flüchtlinge“ (im Jahre 1939) die Stadt verlassen hatte.

Inzwischen ist alles ganz anders geworden. Dort, wo wir und unsere Vorfahren freundliche und bestimmt weniger freundliche Tage verlebt haben, ist gar nichts mehr von der alten Schwingung zurückgeblieben. Die Turmuhr des Rathauses mag noch etwas vermitteln, wenn sie die Stunden verkündet. Unten auf dem Ring und in der Bahnhofstraße laufen Menschen herum, die eine andere Sprache sprechen. Was macht es?

Als ich noch einmal dort war, stand der alte Kindergarten von Tante Ida leer. Die polnischen Bürger, die sich da tummeln, schauten recht ernst drein. Mir ist so, als blickten sie alle nach dem etwas helleren Westen. Beneiden sie uns? Sind sie so zufrieden, wie wir es einmal waren – als Namslauer?

In den Tagen, in denen ich diese kleine Geschichte schreibe, blicken Millionen auf die Westgrenze unserer alten oder ewigen Nachbarn im Osten.

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 128/1991

Besuch in Glausche im Jahre 1978 von Angela Bierhahn

Liebe Landsleute,
folgenden Bericht habe ich so im Juli 1978 als 17-Jährige geschrieben. Der Text ist unverändert, die alte Rechtschreibung habe ich beibehalten, nur grobe orthographische Fehler berichtigt. Meine Eltern waren

nicht in meinen Plan eingeweiht, nur mein Onkel Alfred, der ein Vierteljahr vorher uns besucht hatte. Er hat mir auch eine grobe Zeichnung von Glausche gemacht. Ich wusste ja nicht, ob alles so klappt, wie ich es mir vorgestellt hatte. Diesem Besuch folgten noch einige.

„Nachdem ich in Warschau sechs erlebnisreiche Tage meiner Ferien verbracht hatte, war mein Ziel auf der Rückfahrt die Heimat meiner Großeltern. Deshalb wählte ich einen Nachtzug von Warschau nach Breslau (heute Wroclaw). Ich fuhr mit meiner Freundin Barbara (Bascha) also am 10.7.1978, 22.36 Uhr in Warschau ab und war am 11.7.78, 6.05 Uhr in Wroclaw. Bereits 6.32 Uhr fuhr ein Zug über Olesnica (Oels) nach Namyłow (Namslau) nach Kluczbork (Kreuzburg). Er hatte während der Fahrt ein wenig Verspätung, so daß wir schon 8.15 Uhr in Namslau waren. An dieser Stelle möchte ich erwähnen, daß die Volksrepublik Polen Sommerzeit hat, d.h. die Uhren sind dort eine Stunde vorgestellt.

Da ich ja auch zum ersten Mal in Namslau war und nicht so recht Bescheid wußte, ergab es sich aus den Schwierigkeiten der Verständigung so, daß wir per Taxi nach Glausche fahren (Gluszyna). Der Taxifahrer fuhr natürlich nicht den Weg über Buchelsdorf, sondern den über Schmograu. Ich konnte ja nicht sagen, daß er den kürzeren Weg fahren soll. Wir stiegen am Orts-
eingang der Schmograuer Straße aus und fragten nach der Nummer 143. Die ersten Bewohner verstanden uns nicht recht, und so liefen wir vorerst der Nase nach. Trotz Zeichnung von Onkel Alfred wußte ich nicht so recht wohin?? Kurz vor der Abzweigung der Reichthaler Straße fragten wir noch einmal. Eine Frau war so hilfsbereit und rief einen Mann namens „Pjetschek“, der deutsch sprach und mir half. Der alte Mann wußte nicht sofort, wo die Nr. 143 ist. Erst als ich sagte, daß

es bis 1945 das erste Haus auf der linken Seite war und man auch „hintenrum“ zum Haus gelangen kann, wußte er Bescheid. Man sagt dort heute auch noch so, nur eben auf Polnisch. Der alte Mann – ich schätze ihn in Opas Alter - , evtl. sogar etwas älter – berichtete mir, daß vor ungefähr vier bis fünf Jahren alles abgerissen worden war. Sollte ich so viel zu spät gekommen sein? Ich war wie vor den Kopf gestoßen und in dem Moment entsetzt, daß niemand vorher den Weg nach Glausche gefunden hat. Mir selbst ging es ja hauptsächlich um die Heimatstätte Mutti. Ich hätte losheulen können, wenn die Leute nicht gewesen wären und mir vieles noch erzählten. Um mir nun zu helfen, wurde beschlossen, den Lehrer zu holen, der uns mit seinem Auto zum gesuchten Haus brachte. Ich stand vor dem Haus und mein Herz schlug schon wieder etwas höher. Hier also ist meine Mutti geboren und hat leider nur ein kleines Stück Kindheit hier erlebt. Nur das Wohnhaus war abgerissen und neu gebaut worden. Der Stall und die Scheune stehen noch. Nun betrat der Lehrer zuerst das Haus und holte die Frau. Mir blieb nicht viel Zeit zum Umsehen. Ich hoffe verständlich!

Nach einer kurzen Schilderung der Situation meinerseits und nach dem Zeigen von Bildern, blieb für mich die Tür zum Wohnhaus immer noch verschlossen. Erst nach meinen Worten, daß ich „Freundschaft schließen möchte“, daß mich interessiert, wo die Wiege meiner Mutti stand, und daß mich „das Innere des Hauses“ interessiert, wurde die Frau etwas zutraulicher. Sie war anfangs sehr skeptisch. Ich weiß ja auch nicht, wie der Lehrer meinen Besuch aufgefaßt hat und was er im Haus gesagt hat. Hinzu kamen noch einige Sprachschwierigkeiten. Ich wollte meine Freundin vorher ja nicht schon in Einzelheiten einweihen. Während wir noch vor dem Eingang standen und erzählten, schauten die Kinder aus dem Fenster. Inzwischen fragte ich, ob ich fotografieren darf, was mir gleich gestattet

wurde. Anschließend zeigte die Frau mir alle Räume. Unter den vielen Eindrücken in einer Stunde weiß ich nun nicht ganz genau, ob drei oder vier Zimmer und Küche für die jungen Leute sind. Die Eltern der Frau leben nicht mehr, aber noch die Großeltern. Diese bewohnen zwei ganz ärmlich eingerichtete Zimmer. Die aus dunkelbraunem, alten Holz bestehenden Möbel standen schon ganz windschief. So viel Armut habe ich noch nie gesehen und auch nicht erwartet. Mich ergriff dies alles, und doch mußte ich in der kurzen Zeit über vieles hinwegsehen. Ein bisschen gut Zureden, das Sagen, daß mir alles sehr gut gefällt, stimmte die Frau etwas optimistischer. Sie berichtete mir noch, daß sie erst seit 17 Jahren in diesem Haus wohnt. Die Leute, die von 1945 bis 1961 dort waren, sind nach Lodz verzogen. Die Adresse besitzt ein Nachbar, den ich aber in der Kürze der Zeit nicht aufsuchen konnte. Ich möchte es aber noch nachholen, solange diese Leute in Lodz noch leben. Die Frau zeigte mir nun den Stall, der eine wellige Decke besitzt. Viehzeug habe ich hier nicht gesehen. Dann ging es in den Garten, wo sich hauptsächlich das Geflügel (Enten, Gänse und Hühner) aufhielt. Fast alle Bäume (die Bilder zeigen dies) schienen mir so alt und ungepflegt, daß ich nach $33 \frac{1}{3}$ Jahren meinen könnte, sie sind schon älter als $33 \frac{1}{3}$ Jahre. Hier im Garten verging die Zeit wie im Flug. Ich unterhielt mich mit der Frau ganz nett, steckte ihr dabei etwas zu, was sie noch gastfreundlicher stimmte, fotografierte und sammelte viele, viele Eindrücke, die es wert sind, sie selbst zu erleben.

Interessant ist ja der allgemeine Ordnungssinn der Menschen in diesem Land! Da ich zuvor in Warschau war und dort ehrlich über die Sauberkeit und Ordnung überrascht war, bin ich mit diesen Vorstellungen aufs Land gefahren und war, mehr als schockiert.

Nun drängte die Zeit, um 10.30 Uhr fuhr ein Bus zurück nach Namslau (Diese Linie verkehrt sechsmal am Tag in der Woche).

Der Abschied von dieser Familie fiel mir, ich weiß nicht warum, nun doch schwer. Ich habe sie in dieser 1 ¼ Stunde ins Herz geschlossen, vielleicht auch gerade deshalb, weil sie es so schwer hat und in Armut lebt. Ich verstand sie, ohne daß sie mir alles erzählen konnte. Auch der Frau standen etwas die Tränen in den Augen, und ich versicherte ihr noch am Gartenzaun, daß ich sie wieder einmal besuchen werde, jedoch nur nach vorheriger Anmeldung.

Der Lehrer, er hatte das Warten gelernt, fuhr uns nun zur Bushaltestelle, welche sich unmittelbar neben der Post und schräg gegenüber der Schule befindet. Bereits hier fiel mir ein recht junges Mädchen auf, welches auch, nach 15 Minuten Busverspätung, nach Namslau fuhr. Es waren bis zur Abfahrt des Zuges um 12.15 Uhr noch 45 Minuten Zeit. Endlich konnte ich den Namslauer Bahnhof fotografieren! Am Bahnsteig stand dieses Mädchen nur wenige Meter neben uns und saß uns im Zug dann noch gegenüber. Hier konnte ich mich nicht mehr halten. Obwohl es mich eine große Überwindungskraft kostete, fing ich einfach an, mich mit ihr zu unterhalten. Schnell hatten wir uns miteinander bekannt gemacht, und ich hoffe, daß wir vorerst gute Brieffreunde bleiben werden.

In Breslau hieß es nun noch kurz auf den Zug warten, der uns nach Hause brachte. Hier endete für mich ein Erlebnis an das ich mich gern erinnern werde.

Ich glaube, dass ich nach 33 Jahren ein Brücke zu diesem Land gebaut habe, die mich auf das Innigste mit der Geburtsstätte meiner Mutti, deren Geschwister und natürlich unseres lieben Opas verbindet. Ich hoffe und wünsche, daß ich nicht die Einzige bin, die diese Brücke betreten wird. Für mich selbst bleibt eine wunderschöne Erinnerung zurück.“

Naturverbundenheit schuf den Fasching **von Alfons Hayduk**

Unser schlesisches Brauchtum ist weitgehend landschaftlich gebunden gewesen und bedeutet einen wertvollen Beitrag zur Kultur und Sittengeschichte unseres in mehr als siebenhundert Jahren gewachsenen Volkstums.

Wenn die Faschingsfreude im Zeichen der Narrenkappe und des Masken-Mummenschanzes ihr Wesen – ausartend leider auch ihr Un-Wesen – treibt, denken wir am wenigsten daran, dass dieses fröhliche Treiben seine Patenschaft im altüberlieferten Brauchtum des naturverbundenen Bauernjahres findet. Denn in dieser den Zwölf Nächten folgenden Zeit setzt ja der uralte, stets neue Kampf des jungen Jahres gegen den alten Winter, des neugeborenen Lichtes gegen die Dämonen der Finsternis, des Lenzes gegen die Eisriesen ein. Mit schreckhaft wirkenden Masken, mit phantasiereichen „Larven“ wollte man in alten Zeiten den dunklen, unguten Naturgeistern der Winternächte ein erfolgreiches Paroli bieten und sie von den Fluren vertreiben.

Dass dieses Brauchtum weit zurück ins Heidnische reicht, wenn schon im mit dem einst weitverbreiteten Sommersingen, wie es vor allem sich in Schlesien am längsten gehalten hat, ein christlicher Sinn – der Sturz der alten Götzenbilder – unterlegt worden ist, belegt der Volkskundler Prof. Klapper mit einem bischöflichen Zitat von 1327, das sogar mit Kirchenbann droht: „Kein Geistlicher oder Laie soll sich unterstehen, mit monströsen Larven die Kirchen oder Friedhöfe zu betreten, besonders während des Gottesdienstes.“

Zur Maskenfreiheit gesellte sich natürlich sehr gern die Spielfreudigkeit. Sind auch die mittelalterlichen, allerorts üblichen Fastnachtsspiele fast allen Brauchtumslandschaften abhanden gekommen, so können wir uns doch ein gutes Bild von ihnen machen. Wir brauchen uns nur die zahlreichen Fastnachtsschwänke des berühmten Nürnberger Meistersingers Hans Sachs, die er nach allgemein bekannten Volksanekdoten schuf, aus seinen Knittelversen in unsere jeweilige Heimatmundart zu übertragen, sozusagen also aufs Original zurückzugehen. Reste solcher Fastnachtsspiele finden sich noch in Archiven.

Wohl die bekannteste Volksbelustigung der Faschingszeit war das vielerorts beliebte „Hahnenschlagen“, dessen bäuerliche Herkunft unverkennbar ist; denn es wurde mit dem Dreschflegel nach dem Hahn unter einem irdenen Topf geschlagen. Meistens, um das Tier nicht zu verletzen, blieb es im Käfig, und das alte Hahnenschlagen wurde als „Topfschlagen“ ausgeübt. Ähnlich war es mit dem „Bockschlachten“, das sich zum Beispiel im Leobschützer und Coseler Lande (das Coseler Wappen zeigt drei Ziegenbockköpfe!) erhalten hatte, wohl ein uralter Opferbrauch, bei dem die Hauptsache das Festessen, ein lustiges Mahl, gewesen ist.

Viele, uralte Wurzeln also hat der Fasching. Alle aber reichen sie tief hinab in das gesegnete Erdreich der angestammten Heimat, die der Mutterboden für das Wohl und Wehe jedes Menschen ist. Vergessen wird das nicht im Jubel und Trubel allzu seichter und säkularisierter Faschingsvergnügen!

Der in Schlesien gebräuchliche Ausdruck für Fasching war „Fastnacht“; die Beziehung zu dem Lostag vor Aschermittwoch ist damit eindringlicher gegeben. Die

Zeit nachher, die stille Zeit, hieß schlichtweg „die Faste“.

Der im Rheinland gebräuchliche Name Karneval -nach dem italienischen „carnevale“, das heißt dem Fleisch Lebewohl sagen wegen der „Faste“ – hat sich in Schlesien erst in unserem Jahrhundert mit den städtischen Massenfesten eingebürgert. Er kam überhaupt erst um 1700 auf, während Fastnacht eigentlich auf das alt-hochdeutsche „Faseln“ (= verwirrt, närrisch, töricht) zurückgeht, auf die Fasel- oder Fasenacht.

Ein Stück uraltes Volksgut, das noch an die versunkenen Zeiten des Matriarchats, des Mutterrechts, erinnerte, hatte sich in den oberschlesischen Walddörfern rechts der Oder erhalten: der Weiberfasching. Auf ihm herrschten uneingeschränkt die Frauen. Sie spendeten Kuchen und Freibier und holten die Männer zum Tanz.

Ähnlich wie in Franken hieß es auch in Schlesien: Lustig ist die Fasenacht, wenn die Mutter Küchel backt wenn sie aber keine bakt, pfeif ich auf die Fasenacht.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1962 von Dr. Karl Hausdorff

Die Bergseen des Riesengebirges
Der große Teich
von Erhard Krause

Zwei der bezauberndsten Hochgebirgsidyllen des Riesengebirges sind die am steilen Nordabfall des Gebirges befindlichen, von schroffen Feldwänden

umgebenden düster-großartigen Felskessel der beiden „Teich“, die durch den breiten Trümmergrat des Zwölfelshübel voneinander getrennt werden. Die Schluchten beider Bergseen sind wie die der Schneegruben Kesseltäler von prähistorischen Gletschern und der Zwölfelshübel stellt nach Prof. J. Partsch die ehemalige Mittelmoräne des Gletschers da, der einst hier niederging und die Becken der Teiche aushobelte.

Das größere der Wasserbecken, der Große Teich, liegt 1225 m hoch auf der Sohle der unmittelbar vor der früheren Prinz-Heinrich-Baude (1420 m) 195 m tief jäh abstürzenden Felsschlucht. Sein dunkler, fast unheimlich anmutender Wasserspiegel ist 551 m lang, 172 m breit und hat einen Flächeninhalt von 6,5 Hektar. Gespeist wird er durch rund ein Duzend über die Südwand herabrieselnde Rinnsale, die ihm vom Kamm zufließen. Die Temperatur des Wassers überschreitet selbst im Hochsommer nie 10 Grad Celsius. Das niedere Nordufer des Bergsees besteht aus einem gewaltigen, mit Knieholz und Gestrüpp überwachsenen Trümmerwall, welcher als die jüngste Moräne des Gletschers angesehen wird. Vortrefflich ist die Aussicht, die man vom oberen Teichrande genießt. Nördlich sieht man auf die nahen Dreisteine, den Mittagstein, die Schlingelbaude und in der Ferne, tief im Tale, den Ky-nast.

Bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts galt der Teich unter den Gebirgsbewohnern für unergründlich und man glaubte, dass überhaupt kein lebendes Wesen in ihm vorkomme. Auch hieß es, dass der Bergsee einen unterirdischen Abfluss habe, doch ist weder das eine noch das andere der Fall. Die tiefste Stelle, die 23 m beträgt, befindet sich an seiner Südostecke, wogegen der deutlich sichtbare Abfluss am Nordrande liegt. Das Wasser vereinigt sich mit dem des Kleinen Teiches zur

Großen Lomnitz und fließt durch Erdmannsdorf zum Bober.

Um die Erforschung der Teichfauna und -flora machten sich der Botaniker Prof. Milde (Breslau) und der Zoologe Dr. Otto Zacharias (Plön) verdient. Im Auftrage des R.-G.-V. nahm Dr. Zacharias in den Jahren 1884/85 eine gründliche Durchforschung der Wasserfläche vor und erbrachte den Beweis, dass diese von einer mannigfaltigen Tierwelt, darunter auch Forellen, belebt wird. Außer verschiedenen Gattungen der Reliktenfauna, darunter einen als Eiszeitrelikt zu betrachtenden Strudelwurm (*Monotus relictus*), der sonst nur noch in den nordischen Gewässern zu finden ist, entdeckte der Zoologe in dem See die Lachsforelle und zahlreiche niedere Krebsarten, deren Urheimat das nördliche Europa ist. Das Verzeichnis der Teichfauna wurde 1885 in der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie publiziert.

Schon vor dieser zoologischen Untersuchung der Wasserfläche hatte Prof. Milde im Großen Teich verschiedene Algen und in der Reichschlucht zahlreiche Exemplare des Alpensalamanders (*Triton alpestris*) festgestellt. Die Flora der Teichschluchten ist der der Schneegruben ähnlich; besonders zahlreich sind die Hieracien vertreten. Als eines der merkwürdigsten Gewächse aus der Abteilung der Sporenpflanzen beherbergt der Große Teich das Brachsenkraut (*Isoetes lacustris*), das sonst nur im hohen Norden vorkommt.



Der Große Teich, im Hintergrund die Schneekoppe

Im Winter kommt es im Großen Teich nicht selten zu Lawinenbildungen und es sind mehrere Fälle bekannt, wo sich Schneelawinen von den steilen Felsufern lösten und in den Teich stürzten, wobei sie seine Eisdecke durchschlugen und das Wasser über den Nordrand hinaustrieben.

De Weide
von Günter Kelbel (+)

Ehb' d'r mersch gloabt oder nich: wen ich noch amoal geburn ward'n tät un das Gevotter Sturch mich vurneweg tät froagen, ehbt'r mich oam Rheine ei de Wiege neilägen sellte, da wu de d'r Droachenfels is und de Bundeshauptstoadt, ich tät em soagen: „Gieh ok, ale Gake, und fang d'r an Uckel oder an Frusch; ei de gelbe

Lusche von Rhein kumm ich uff kenn Foall nicht miete d'r miet!“

Kloar das Rhein is oach an deutscher Strom. Aber de Weide ... ! Nu und wenn se halt ooch eene kleene Baache is, miet kleenen Derfern und Städten – ich kennt mer keene scheenere Bache fier an Jungen vurschtell'n als ebenst insere Weide!

Nämli was se da asu a richtiger Junge is, dar muss eene Baache hab'n, sunst is a äbenst keen richtiger Junge nich. Denn erscht wennste ei so eene Bache neigeflogen bist und wennste de Wampe voll Woasser gepumpt und de Gusche vull Pampe und Schlomm hust, asu dass de nich mehr jopsen kunnst, und wennste dann vun d'r Mutta oder dam Voater gewaltig eens miet'r Toatsche oder dam Schtucke uffn Hintern gekriegtr hoast, dann erscht Nu gelt o, uff diese Oart larnt ma glei im Haundimdrähn schwimm oder dersaufen.

Und jitzt wirschte aber vileeht de Noasenlecher und de Oagen uffreeßen, wenn ich d'r derzählen tu, dass insere Weide ene ganz besondere Baache is, nämli wenstes genau nimmst gleich drei Baachen uff eemoal!

Von oben nund'r, da kimmste zeerscht glei inter Altstadt zu emm grußen Bruche. Do de da drin find'ste goar keene richt'ge Weide nich vur so ville Woasser. Aber da derfen keene kleenen Jungen nich rein, wens-tens wenn de Eltern oder das Herr Lehrer uffpoass'n tun; sunste da kennste da drin dersaufen und nimme nich heemkomm tun.

Nu gelt ok, salbstverständli bien ich hoalt duch immer wieder heem gekomm aus de villen Arlenpischen und Wiesen, aus dar fensteren Gegend, wu sich de Fixe

gutte Noacht soin tun, nämli näben dam Krähenpusche. Durt siehste weet und breet keene Menschenseele nich, aussser dan Krähen, dan verdammlichten Ludersch, dan! Die kumm'n vum Krähenpischel her. Nischte siehste als wie de Arlen und doas muurige Schilf, doas asu heemlich und unheemlich eim Wind knostern und roscheln tut, doß de dich scho salber nich tust traun zu sprechen.

Barbs kunnste durte nich neitrompeln, weil dass de das Groas zu schoarf is und d'r de Fisse zerschneiden tut. Und under dan Fissen, da quotscht und schlickert's bei jädem Schriete und de schworze Tunke leeft uff d'r een Seite nei in de Schtiefel und uff d'r anderen wieder raus.

Do kunnste de Kiebitzker sah'n, wie se schaukeln und ei d'r Luft rimtaumeln und „kiwit, kiwit“ schreen, bis de Kehle heeser is. Und annere Veegel kunnste do sahn, zem Beespiel de Anten. Wenn's pletzlich pläschert und knottert wie doas Dunnerwatter und a oaler Arpel miet finkelblauem Vurhämndl und an weeißen Kroagen „ääätsch -ääätsch“ plärrt und sich dervon moacht, glet do stiehste derschrocken do un d'r fällt erschicht ze schpät een, doß de een Tittel mit Solz ei d'r Husentoasche hust, doas de ehm uff'n Schwwoanz strein wulltest.

Moanchmoal siehste durte ooch an eelitzigen Sturch loangbeenig uff d'r Wiese rimsturchen. Aber wennste rankimmst, doa pultert'r verbußt sane loange Fliegel aussomm und stißt sich miert a poar kriewatschligen Springen vun d'r Wiese oab. Ar kutschiert joa nur a Stickel weeter, wu ehm das Lausigel dar freche nich de dreckige Noase ei säne wichtigen Geschäfte neistücken kann.

Wann de Blätter gälb wärn, eim Herbste, do kunnste eim Bruche nochmoal doas große Gruseln kriegen. Eim Oabend bevors‘ s ducher werde, doa kimm donne dee weeßen Nabenstreefen oangekruchen, asu uff eemoal, asu heemtickisch, asu schnell und doch asu longsoam, bis doß de da gonz plötzlich drinnsteckst und und nich mehr siehn konnst wo de Bricke noach Altstadt is.

Doa fällt d’r de „Puuschemutter“ een und gieht d’r eim Kuppe rum, ehbste willst oder nicht. De Puuschemutter, die miet dam großen grooen Nabeltuche an Menschen an Wäg verhängt. Oder de denkst verschroken an a Woassermoann, dar de die kleen Kinder ei a Timpel tut neuziehn. Doa fängt dersch Herzel uff eenmmol oan zu pumpern und de guckst nich rechts und nich links, und doa rennst im Galoppe dervon. Und doann biste froh, wennste an Hund vum Durfe belln oder eene Kuh pläken herst. Gutt sei Daank, doß das noch amoal dermärschelt hoast!

Vom Bruch aus dogieht de Weide glei in zwee Oarmen, dam Mihlgroaben und dar alen Weide. Am Riedelbargel tun se wieder zesommfließen und am Weidebruch bei Namslau do giehn se schunt wieder ausammen. Doa kunste miet am Koahne bis nauf noach Altstadt foahrn. Aber nuch besser is es, wennste dir am Riedelbarg oder oan d’r Altstädter Mihle an alen Äppelkoahn finden tust, der de nich miet am Schlusse festgemacht ist. Wenn asu een Koahn miet a poar langen Stangen nimstaksen bis der ehm gonz vullgeschwoppt hoabt.

Wennst nich an Mihlgroaben naufstaksen tust, da kunnste ooach den anneren Weideoarm langpaddeln, da wo doas Altstädter Wehr is. Wennste doa a paar Seerosen oabrubsen tust, musste richtig uffpossen, doß de nich neifliegen tust, denn ei de Schlingpflonzen

do kunster nich mehr nauskumm, die ziehn dich nunder zem Woeassermoann!

Arichtiger Junge is oach a richtiger Sportsmoann, und wu eene Baache is, do treibt'r Angelsport. A loanger Hoaselnußstück, eene Schnur und a Hoaken, doas hoat a jeder Junge, dar an d'r Baache wohnt. Ville und grüße Fische kunnste dermuet joa nich fangen. Aber trutzdem uffpassenmusste, doß de nich vom Frisör Brand derwischt werst! Doas is nämli dar, wo de Fischerei ei dar Weida hoat. Dar tut der de Uhren oabreißen und die Jocke nahmt'r der weg und hintersterher tut ar derscht Lader versehlen. Wennste nich asu a gonz gewitzter Reiber und Strauchdieb bist, dar de Oogen iberoll hoat und eim Nutfolle ausreien koan, wie ane gesengte Sau, – Mensch, do luß lieber de Finger weg von dar Fischerei! Doa erlabste nischte wie Unglücke!

Oam scheensten woars ok immer, wenn eenes Tages eim Summer de Weide oabgelassen wurde, doß de dermuet de Leite doas Schilf abhauen und an Schlomm nausschmeißen kenn. Doa koam dann bale eener von ins Jungen gelofen und derzählte gonz uffgerägt: „Mensch, de Weide is oabgeloassen und do beim Luche am Riedelbarge doa hoab ich vuhrens an Fieschgesehen, ich sag eich, dar woar aber asuuu long, und ausuuu dicke!“ Und dann rannte glei eener und hullte an Käscher und een annerer an Viertelkurb oder eene Schissel. Und dann strefften wer insere Hosen huch bis ona Bauch und stiegen ei de Lusche nei. Dar stärkste nahm an Kurb und de anderen stäkerten miet Knippeln und Käschern unterm Ufer, unter an Wurzeln vun dan Beemen. Und dann drahten wer jeden Stehen und jeden alen Tupp um, der ei der Weide loag.

Nämli ei de weide, da gehierten – wie in jeder oanständigen Baache – ooch ebenst als Teppe nd kaputte Woasserkann und annere Scharben nei. Und asueene Teibjoagd tut ooch keen Spoaß nich moachen, wenn ma sich Knuchen uffschneeden kann, asu doß de vum Voater noachher noch eene Portion Priegel derzu bekommst.

Asu eene Preibjoagd tut nich länger als een Toag tauern. Daan woar se arlädigt; nich etwan, weil mer an Fiesch gekriegt hätten! Nee, heechstens ham wer a poar kleene Schlompeetzker oder a poar Krabsegeschnoppt. Aber merschtenteels hoat ins dann dar Altstädter Herr derwischt und dervongejogt. Und wenn dar ins nicht derwischen tat, dann geing de Tereibjoagd gewöhnlich miet eener großen Schnickerei zeende, weil zemindest eener amoal da großen Fiesch im letzten Oogenblicke verscheecht hotte! Und dardrufe, do gibbs ebenst Schnicke! Do mußa unbedingt dan nassen Kurb um an Nischel gehaun kriegen. Wenn wer dann richtig noaß woarn und uff eem Beene ner uff dar Färsche und uff dam anderen uff dam Boallen mihsom humpeln kunnten und wenn wer de Visasche de Oarme und de Beene kreiz und quer zerschunden hoatten, do hoatten de topferen Fiesche und den liebe Seele wieder amoal eene zeitlong a bissel Ruhe.

Aber dann is da noch das Luch am Riedelbarge. Doas is asu tief, dass de goar nich uff dan Boden kimmst. Und da unten, doa sull asu een aller Ponton vun de Soldaten aus'm erschten Weltkrieg miet eem großen Schoatze drin versunken sein. Ofte ham wer da miet longen Stoagen nuntergestakst oder ham een von uns neigeschubst, doaß der dermiet ar unten noch dem Ponton gucken sull. Aber bis ganz nunder ei de Tiefe, doa hut's keenner nich geschöfft. Desdederwägenst tut dar Suldeatenkoahn wull heite noch dode unten liegen.

Joa, dar Riedelbarg! Das ist wull dar scheenste Barg, den wo es geben tut. Ar ist zwoar nich huch, aber er is ebenst duch a Barg. Och de grußen Leit gingen ofte derhin. Doa komm se eim Oabend, immer a Moan und a Freilein oangewackelt zum Riedelbarge. Doa sitzen se dann friedlich uff d'r Wiese und gucken ei de Weide neu, – woas die de da asu oam Obend nch finden wullten, wo de keen Fiesch nich mehr sehn kunnst? Und dann soaßen se asu oam Wosser und goaben siech de Toatschen ind tremnten asu vum Glicke. Doas war dar richtige Oogenblick fier ins Indianer und wer schleichen ins durch doas Pischel am Riedelbarge dorch. Und wenn die sich doa asu richtig gutt woarn und a Kissel gebn Toaten, ... Noa was dekt'r ok, wie die geloofen sind, wenn wer se miet Knollarbsen und Steenschleudern bombardieren oder miet Zindplätteln beschießen toaten!

Zem Schlusse darf ich nich vergessen, eich vum Weidebrucke zwischer Namslau und dam Stoadtpoarke ze derzählen. Doa ist keen Sumpf nich mehr. Doa sind ok viele Inseln miet Woasser drimrim, asu doß de miet'n Koahne achtstundenlong kreiz und quer ringondeln kunnst. Doas war inser Kriegsschauplotz fier Seeschloachten! Zeerst hom wer een Schiff gekapert. Miet dam sind wer zwischen de seerosen dorch ins Schilf neigestoße, wu de derhinter eene vun dan vielen Inseln miet hohen Beemen is. Und dar Seereiber-Hauptmann, dar schickte nu een von ins nuff uff dan hechsten Boom. Wann dar een Schief miet „feindlichen Leit“ oankumm soah, doa tat ar schreien: „Schiff ahoi!“ und wer sterzten alle in inser Koaperschief. Wann doas de derbei nich schunt imkippte, dann staksten wer alle miet inseen Enterstongen eim Woasser rim, doß de dermietet wer schneller foahrn tun. Aber erscht wenn dar Reiberhauptmann a „Hau-Ruck“, „hau-rück“

kommendierte, ta sich dar Äppelkoahn merklich bewägen. Und dann ging de wilde Joagd lus. An Nordarm vun dar Weide long, asu doß de Rehe und de Hoasen vur dam villen Gebrille gonz tumm gucken und der vonflitzen toaten. Wenn wer ods Beiteschief bis zer Boadeanstalt verfolgen kunnten, do woar's gutt. Dann durte, da woar de Weide dorch de Hultzbricke vun dar Bodeanstalt oabgespärrt. Do gab's dann meeschten teels eene Seeschlacht, asu dass mindestens een Koahn imkippen tat und de tapferen Seereiber aus dar schworzen Tunke mit velle Geschrei wieder nausgezogen werden mussten.

Aber insere Feinde, die kannten joa de Weide ooche gutt. Desdederwägenst fuhrn se lieberst dorch an „Kanal“ im de Insel vun dar Boadeanstalt außenrim, oan das Heldeninsel vurbei. Aber donne, do mussten se vursichtig sein. Wenn se nämli dorch de Pfennigbricke dorchfoahrn taten, do kunnten se noch bis zer Nams-lauer Mihle gondeln. Danne do woars aus. Do gab's de nächst Seeschlocht. Natierlich mussten wer gewoaltig uffpossen, doß ins nicht dar Pohl Fritze, der wu durte seene Keehne stehn hotte, derwischen tut. Sunste do goabs nich erscht derheeme de Schnicke!

Wenn aberst insere Feinde schlau woarn, dann fuhrn sie im de Heldeninsel rim ei dan Siedoarm vun das Weide nei. Dann musste dar Seereiber-Hauptmann brillen: „Stoop“ und wer drahlten im. Miet oalle Kroaft staksten wer dorch an „Kanal“ zerick, asu schnell wer kunnten, dermiet wer insere Feinde do derwischen tun, wo das siedliche Weideorm sich miet dam nerdlichen Weideorm treffen tut. Derweil paddelten de anneren gemittlich dan siedlichen Weideorm an Stickel nauf und toaten sich im Schilfe verstecken.

Dar siedliche Weideoarm is ooch besonders scheen! Eim Friebling kunnste do a großen Haufen Putterblumen blihn sehn, derzwischen unter dam Doache vun dan villen Buchen-Beemen findste an gelben Huflottich und dan weeißen Woasserhoahnenfuß. Und wenste erscht eim Summer do longruderst do biste bale bedudelt vun dam Geruche vum Woasserschierling. Vun oben nunder doa hängen de ruten Baaren vum Bittersiß eim longen Hopfengeronke. Doas woar dann asu doas richtige Verstäck fier an Seereiber. Und wennste willst, kunnste doaoach Vergißmeennicht und Schwertlilien flicken.

Und wennste hier ausm Äppelkoahn uff eenie Insel steigen tust, do biste mitten eim Urwolde drinne. Do hammer inser Seereibernest gehobt, wu ins nich amol dar Jäger derwischen kunnte, wenn ar Oabends miet am Koahne asu gonz heemlich oangepirscht koam.

Wenn wer amoal nich uff Seereiberei woarn, dao staksten wer bestimmt ei asu eem kleen Timpel oan das Weide rim oder ei asu eener gonz kleenen Baache uff dan Wiesen. Do gibt's nämli asu eene besondere Surte große braune Woasserkäfer und manchmoal an Fardigel. Scheener woars nuch, de schwarzen Kaulquoppen oder de Woasserflehe ei Mutters Eenweckgläsern zu foangen. Do goab's ooch Schwimmschnecken und Salchamander. Do schleppten mer doas goanze kroabliche und schwoappliche Gelumpe ei eener goanzen Batterie vun Glesern, Eemern und Bixen ei insere Kammers, bis eenes scheenen Toag's de Mutter de goanze Poanscherei soatt hoatte und ei der Rasche eim großen Bogen naugessen toat.

Und wenn de Weihnoachtszeet koam und Winter wurde, da will ich ooch nich verschweigen, doasß insere Baache moanchmoal a stulzer Strom gewesen is,

breet wie dar Rhein, nämli vun das Altstädter Mihle bis zer Boadeanstalt. Und de Iberschwemmung toat doan zufrieren. Und weils bei ins ze Hause hoalt a bissel kälter woar als hier, do hoat doas Christkindl de Schlittschuh schunt uff dan Goabentisch gelegt, wennste gerade asu aus dan Windeln naus woarst. Und doa huste schunt uffm Eise rimrutschen missen. Und doa huste ooch erscht eemoal eim Weidebruchte, durte wo's besonders gefährlich ist und dos Eis am dinnsten ist, doa huste asu richtig uffm Eise rimhoacken missen, obs ooch feste ies! – Merschenteels hoat dich joa dann eener ausm noassen eeskoalten Schlomme wieder nausgeholt. Oaber das Stuck soaß dann ziemlich locker ei das grußen Toatsche vom Votter, wennste kloatschnoaß und oam goazen Leibe bibernd und derfrurn heemkimmt'n toatest. Oaber doas tutt joa nische: Wennste wieder trucken woarst und weenste ooch kene Schlittschuhe mehr hoattest, weil se dar Voatter eenkassiert hoatte, doa gingste ebenst Koascheln. Nich loang genug kunnte de Koaschel sein. Und wenn de Fieße nich asu flutschen toaten, wiestes salber wulltest, doa mußteste dan Hintern ebenst mietbenutzen. Und doas goab dann wider Zunder, wennste miet noassen und durchgekoschelten Hosen heemkummen toatest.

Ach nee, und nu sitze ich oam Rheine und gucke ei de gelbe Eeltunke nei und mechte miet dan rumpligen Froachtkehnen asu goanz uff de Schnelle nuch een einziges Moal ze inserer Weide hieschlumpen. – Nee ihr Leit, dar Rhein is keene Baachew nich! und die vielen Leit, die wo miet dam Omnibus und dam Dampf oangewackelt kumm'n und oan Kroach und oa Geschrei moachen tun, doaß de der de Uhren zuhoaten mechtest! Nee, nee, insere Weide, die koann ich nich vargessen tun! Gelt, mer giehn olle wieder hien!

Bis dode derhien zieht insere liebe aale Weide derheeme asu goanz leise und soachte und schoarz durch dan Bruch bei Altstadt, vurbei am Riedelbarge, durch inser Heematstädtel. Und se loacht a bissel und tremmt vun dan kleenen Lausigeln und vum Seereiber-Hauptmoann, der seine liebe aale Weide doas goanze Laben loang nimme vergassen tut, und wanner ooch asu oalt werden täte als wie dar aale Methusalem!

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 65/1973

Wochenmarkt in Oberschlesien von Egon H. Rakette aus Oberschlesien (1909-1991)

Gern lauschte ich den breithüftigen, mit großen Kopftüchern gegen allzuviel Sonne geschützten Weibern auf dem Wochenmarkt hinter der Dominikanerkirche. Zwischen Krautköpfen, Töpfen, den sogenannten „Tip-peln“, und Blumen hockten sie wie Glucken inmitten ihrer Küken, sie warteten bis jemand an ihren Stand trat, oder schwatzten aufgereggt miteinander, so dass man sich manchmal fragte, ob ihre Hauptaufgabe das Geschwätz oder der Verkauf wäre. Kaum hatte ein Käufer sich dem Stand zugewandt, löste sich die Bäuerin aus der Schar ihrer Freundinnen und stürzte heran. Schon von weitem mit einem Schwall von deutschen und polnischen Worten den Kunden am Platz ihres Standes festnagelnd, bot sie alles an, was vorhanden war, an den Augen und an dem Gesichtsausdruck des Kunden ablesend, ob die angepriesene Ware Anklang fand oder nicht. Zeigte der Käufer keine Absicht, war sie sofort bereit, die nächste zu rühmen, die ohne Frage die beste sei, die heute hier auf dem Markte feilgeboten würde, von unvergleichlicher Güte und

„nur heute so billich“. Es gab auch stillere Bäuerinnen, solche, die eher etwas verlegen schienen, dass sie hier sitzen und etwas feilhalten mussten. Es waren geduldige Menschen, die gar nicht den Eindruck von Händlern erweckten, eher von Leuten, die auch diese Arbeit schicksalergeben, verrichteten, weil ihre Eltern und Großeltern es nicht anders getan hatten. Sie lächelten der Kundin zu, nickten und warteten, bis die Kundin selbst das Wort an sie richtete. Doch zuweilen fassten auch diese sich ein Herz und fragten, ihre singendes Wasserpölnisch mit einem hart gesprochenen Deutsch vertauschend: Naa, waas gefällig, schöna Frau?“ Ich bewunderte meine Großmutter, wie sie mit Kleinbäuerinnen feilschte, bis sie das halbe Pfund Landbutter um ganz fünf Pfennige billiger erhielt oder ihr zu den drei Pfund Blaubeeren noch eine halbe Kelle Dreingabe zugeschüttet wurde. Dabei wandte meine Großmutter zuweilen eine Taktik an, die mir nicht gerade vornehm erschien. Sie ließ sich zuerst zwei Mandeln Eier oder zehn Pfund Kirschen in die mitgeführte schwarze Tragetasche tun, ohne präzise zu dem von der Kätnerin vermerkten Verkaufspreis Stellung zu nehmen. War das geschehen, fragte sie erneut nach dem Preis, machte ein böses Gesicht und meinte, das sei beinahe Wucher. Sie beharrte solange auf ihrer Meinung, bis die Fronten unüberbrückbar schienen. In diesem Augenblick sagte meine Großmutter ärgerlich, sie verzichte auf die Kirschen. Die Bäuerin, unwillig, die zehn Pfund wieder aus der Tasche zu holen und zurückzuschütten, war nun zur Abgabe zum billigeren Preis bereit, dies allerdings unter Beschwörungen, sie verdiene keinen Pfennig daran. Ihr ärgerlicher Hinweis, das sei das letzte Mal gewesen, ließ vermuten, dass meine Großmutter für diese Handelsweise bekannt war, aber sie war dadurch hinreichend entschuldigt, dass die gezwungen war, jeden Pfennig zu achten. Meine Großmutter blieb daher unberührt von dem Erguss, zahlte und

verließ mit breitem Lächeln in dem in tausend Falten und Fältchen zerfallenen Gesicht den Stand ihrer Aktion, ohne freilich zu erfahren (wie ich, der sich nach der Händlerin umdrehte), dass die Kätnerin mit dem abgeschlossenen Verkauf dennoch zufrieden war.

Butter kaufte meine Großmutter erst, nachdem sie genüsslich daumenkuppengroße Klümpchen gekostet hatte, die ihr die Marktfrauen auf einer Messerspitze unter die Nase hielten. Dagegen schien mir ein Verfahren, aus den in grünen Blättern eingehüllten Quarkklumpen kleine Stückchen mit den Fingern herauszubrechen, um sie zu schmecken, weniger appetitlich. Freilich war es ein allenthalben sowohl von den Kätnerinnen wie von den städtischen Hausfrauen geübtes Verfahren. Wie alle Käufer probierte sich die Großmutter von Stand zu Stand. Wenn man überlegte, dass der Wochenmarkt alles feilbot, was das Herz erfreute, von Brot und Butter und Käse bis zu Wurst, Beeren, Gurken und Honig, konnte, wer wollte, eine ganze Mahlzeit dadurch sparen, dass er eine Stunde lang von Stand zu Stand ging. Dass Quark und Butter durch jedes Kosten an Gewicht verloren, tat offenbar nichts zur Sache. Die Bäuerinnen kneteten die Klumpen wieder zusammen, und die Hausfrauen waren nicht dumm genug, um etwas zu übersehen, dass die Pfennige, die sie abgehandelt hatten, durch das geringere Gewicht kompensiert waren. Es machte eben unglaublichen Spaß, zu handeln, zu probieren, zu überlegen, sich bereden zu lassen, abzuwehren, zuzusagen. Es war ein großes Geschehen in mehreren Akten, wobei unbewusst jeder seine vorgezeichnete Rolle mit bewundernswerter Akkuratess spielte. Zweifellos hätte es den Partnern nicht gefallen, von vornherein einen geringeren Preis zu bieten oder zahlen zu müssen. Alle Akteure waren, wenn der Vorhang dieses Markttheaters fiel, zumeist höchst zufrieden.

Die Euthanasie im Dritten Reich **von Walter Thomas**

Zuerst etwas zur Historie. Am 14.07.1933 wurde das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchs (GzVeN) verabschiedet. Neben Nervenkrankheiten zählten u.a. Blind- und Taubheit zu den Gruppen die zwangssterilisiert wurden. Ab 1934 wurden diese Personengruppen erfasst, d. h. die Ärzte, Leiter von Altenheimen und Pflegeeinrichtungen und sogar Schuldirektoren wurden dazu verpflichtet Meldung zu erstatten. Von 1934 – 45 kam es im Deutschen Reich zu ungefähr 350000 Zwangssterilisationen, im Alter von 16 – 45 Jahren.

1935 verkündete Hitler die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“. Das heißt, nun wurden auch die Personen erfasst, die bei ihren Familien lebten. Im Oktober 1938 erteilte Hitler den Auftrag, den Gnadentod der unheilbar Kranken zu organisieren. Die ganze Aktion wurde Aktion T4 genannt. Es wurden 6 Tötungsanstalten geschaffen, 5 aus Kranken- bzw. Pflegestätten, Grafeneck, Hartheim bei Linz, Bernburg, Hadamer bei Limburg und in Sachsen Pirna-Sonnenstein. In Brandenburg wurde das alte Zuchthaus dafür umgebaut. Die Kranken wurden in kleinen Anstalten gesammelt und durch eine extra geschaffene Gemeinnützige Kranken-Transport-GmbH in Sammeltransporten in die Vernichtungsanstalten gebracht, um dort getötet zu werden. Nach dem Tod bekamen die Angehörigen zeitverzögert eine amtlich bestätigte Totenmeldung mit fingierten Todesursachen. Häufig Herzschwäche, Herzversagen oder Lungenentzündung.

Ende Januar 1940 nahm die Tötungsanstalt Pirna Sonnenschein in Sachsen den Betrieb auf. Es wurde eine Gaskammer installiert und ein Krematorium erbaut. Ab Januar 1941 trafen in den einzelnen schlesischen Anstalten Verlegungsanweisungen ein. Die Verlegung der Kranken führten nach Sachsen in die

Zwischenanstalten der „Euthanasie Anstalt“ Pirna-Sonnenschein. An 25 Tagen wurden etwa 2400 Patienten in die Zwischenanstalten Arnsdorf, Großschweidnitz, Waldheim und Zschadraß verlegt. Am 21.06.1941 wurden aus dem Alters- und Siechenhaus Bethanien in Namslau 23 Personen nach Arnsdorf verlegt und 23 Personen nach Zschadraß, am 25.06.1941 aus dem Krüppel- und Pflegeheim der Barmherzigen Brüder in Namslau 37 Personen nach Großschweidnitz. Tatsache ist, dass mindestens 1575 Kinder, Frauen und Männer aus schlesischen Anstalten in Pirna-Sonnenschein ermordet wurden. Nach Protesten der Kirche und öffentlichen Persönlichkeiten wurde die „Aktion T 4“ im August 1941 gestoppt. In den Zwischenanstalten ging das Töten mit anderen Mitteln weiter. Bis 1945 wurden etwa 300000 Kranke getötet darunter 5000 Kinder.

Soweit zur Historie, nun werden sich unsere Heimatfreunde fragen, wie kommt der Schreiber auf dieses Thema. Die Ursache liegt weit zurück. Unsere Mutter hatte ein altes Foto aus Schwirz, dort war sie mit 3 weiteren Frauen abgebildet. Sie erzählte mir, eine dieser Frauen, Else T. wurde Anfang der 40ziger Jahre in einer Anstalt umgebracht, da sie nervenkrank war. Außerdem ein Verwandter von uns, Robert Thomas aus Jacobsdorf. Viele Jahre waren diese Erinnerungen in meinem Gedächtnis.

Anfang der 90ziger Jahre trat ich dem Namslauer Heimatverein bei. Regelmäßig fuhr ich zu den Treffen nach Berlin, dort lernte ich die Nichte von Else T. kennen. Bei einem Treffen nahm ich das Bild aus Schwirz mit, zeigte es ihr und sagte, das ist deine Tante Else. Sie schaute mich ungläubig an und antwortete, ich hatte nie eine Tante Else. Doch ich beharrte darauf. Bei einem der nächsten Treffen gab sie mir recht und meinte ihre Tante sei bei einem Verkehrsunfall in Dresden ums Leben gekommen. Ich aber behauptete, sie wurde umgebracht. Dabei blieb es dann lange Zeit. Eines

Tages bekam ich einen Artikel zu lesen, in der Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein wurden sehr viele Schlesier vergast. Mittlerweile wurde dort eine Gedenkstätte errichtet. Die Adresse übermittelte ich der Nichte und sagte ihr, sie solle dort mal nachfragen. Sie machte sich die Mühe und zur großen Überraschung bekam sie folgende Auskunft. Else T. wurde am 20.08.1938 in das Samariter Ordensstift Kraschnitz Kreis Milisch-Trachenberg in eine psychiatrische Anstalt aufgenommen. Am 07.10.1938 erfolgte die zwangsweise Sterilisation in der Universitätsfrauenklinik Breslau. Am 12.10. kam sie zurück nach Kraschnitz. Am 13.08.1941 wurde Else T. zusammen mit 67 weiteren Patienten von dort nach Großschweidnitz verlegt, eine Zwischenanstalt von Pirna-Sonnenstein. Da die Aktion T 4 wie schon geschrieben im August gestoppt wurde, nahm das Töten in den Zwischenanstalten deutlich zu. Der zeitliche Verlauf und die Eintragungen in die Krankenakte sind deutliche Indizien dafür das Else T. am 28.09.1941 ermordet wurde, offiziell allerdings an Herzschwäche verstorben. Sie wurde auf dem Anstaltsfriedhof in Großschweidnitz bestattet. Im sächsischen Hauptstadtarchiv in Dresden sind nach meiner Anfrage wegen Robert Thomas keine Unterlagen gefunden worden. Nach den Aussagen meiner Mutter wurde er in Bunzlau umgebracht. Ob dort noch Unterlagen vorhanden sind, wurde noch nicht erforscht. Noch ein dritter Fall wurde mir bekannt, die Mutter von Anna B. aus Bankwitz wurde in Lebus an der Oder umgebracht. Es wird im Kreis Namslau noch mehrere Fälle gegeben haben, aber es war nie ein Thema gewesen, es wurde einfach totgeschwiegen.

Als neues Mitglied begrüßen wir:

Frau Marion **Schulz** geb. Pomerhans aus Glausche (Mutter)

Für den Inhalt verantwortlich:

**Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**Angela Bierhahn
Am Saaleck 15
06628 Naumburg**

**Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de**

Auflage: 360

**Redaktionsschluß: 20. Februar 2023
Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an**

**Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de – Schrift-
führer W. Giernoth)**

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50 EURO.

Zahlungen an:

**Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn
IBAN und BIC bei Überweisungen:
Kreissparkasse Euskirchen =
IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS**

Hinweis:

Die „Namslauer Heimatfreunde e.V.“ verfolgen ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung.

Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1 Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 13.08.2020 für den letzten Veranlagungszeitraum 2017 bis 2019 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der

Gewerbesteuer befreit.

Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege“.